

»Ich mag sie sehr... meine Großmutter«



Agnes Yaa Tweneboah

**»Ich mag sie sehr...
meine Großmutter«**

Mein Leben in Ghana

Aus dem Twi übersetzt
von Albert Quayson

Herausgegeben von Rainer Hackel

Verlag Traugott Bautz GmbH

Bildnachweis

Umschlag: Foto-Studio Hermann, Bad Nauheim

Alle anderen: Privatarchiv der Autorin

Lektorat

Alexander Martin Pfleger

Satz & Layout

Elke Flatau – Lektorat Kopfnote

Impressum

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Tweneboah, Agnes Yaa:

»Ich mag sie sehr... meine Großmutter«

Mein Leben in Ghana

Verlag Traugott Bautz GmbH Nordhausen 2017

ISBN 978-3-95948-228-8

© copyright by Verlag Traugott Bautz GmbH

Inhalt

»Ich mag sie sehr... meine Großmutter« 7

Nachwort des Herausgebers 77

Guten Abend, Väter und Mütter – ich grüße euch! Heute ist der 31. Januar 1995. Ich heiße Agnes Yaa Tweneboah und stamme aus Ghana. Ich erzähle euch mein Leben – seid bitte ganz Ohr! Ich erzähle alles, was ich erlebt und angestellt habe, Böses und Gutes. Wie ich andere Menschen geliebt habe, ohne von ihnen wiedergeliebt worden zu sein, alles möchte ich euch erzählen. Und ich danke euch, daß ihr mir zuhört.

Ich bin eigentlich jemand, der Gottes Segen hat. Ich habe das aber nicht erkannt und habe mein Leben nie so geführt, wie ich es hätte tun sollen – vor allem deshalb, weil ich keine richtigen Eltern hatte. Wie soll ich es erklären? Man müßte eigentlich auf seine Eltern hören, um im Leben voran zu kommen. Ich hatte aber leider nicht das Glück, mit meinen Eltern zusammenleben zu können. Doch wußte ich immer, daß meine Großeltern und Verwandten es gut mit mir meinten und versucht haben, mich so zu erziehen, daß ich später Erfolg im Leben haben würde. Aber leider fehlte mir die Geduld, ihren Vorstellungen zu folgen. Ich war zu verwöhnt, nahm alles auf die leichte Schulter und strebte zu schnell nach Geld – so begann ich mein Leben.

Zwei Schwestern wurden vor mir geboren; ich bin das dritte Kind meiner Mutter. Etwa acht Monate nach meiner Geburt entschloß sich meine Mutter, sich von meinem Vater zu trennen. In dieser Zeit reiste sie viel. Sie war gelernte Schneiderin und nähte Kleider für Kinder, Frauen und Männer, vor allem aber Kaba. Später verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt als Händlerin und war deshalb oft unterwegs. Es war die Zeit vor der Unabhängigkeit Ghanas; das heutige Ghana hieß damals noch Goldküste. Meine Großmutter erzählte mir, daß meine Mutter auf einer ihrer Reisen einen Weißen kennengelernt hatte, der in einer Goldmine arbeitete. Meine Mutter zog später mit ihm zusammen. Als ich etwa acht Monate war, brachte sie mich zu meiner Großmutter. Dort habe ich nachts oft geweint, weil mir die Brüste meiner Mutter fehlten. Oft brachte mich meine Großmutter am nächsten Morgen zur Bushaltestelle und gab mich in die Obhut eines der reisenden Geschäftsleute, die meine Mutter treffen würden. Sie nahm mich dann für ein, zwei Nächte zu sich und brachte mich danach wieder auf die gleiche Weise zurück. Ich war so klein, daß ich das alles nicht richtig mitbekam. Als ich etwa eineinhalb Jahre

alt war, wurde mir erzählt, daß die Weißen unser Land verlassen mußten. Mutter wurde einsam und traurig. Sie sagte öfter: »Wenn ich mit Gottes Hilfe meine mißglückte Ehe auf dem Land beendet habe und wenn ich das Glück habe, in Kumasi zu wohnen, dann werde ich nie wieder auf dem Land leben. Nie wieder.« Aber wie dem auch sei, ich wurde dort geboren, dort auf dem Land. Ich kam in den Kindergarten, dann in die Schule, wo ich die sechste Klasse erreichte. Eigentlich waren Leute aus meiner Familie nicht gut in der Schule, und so war ich eine Ausnahme. Vor allem war ich sehr gut in Sport. Ich lief immer schneller als alle anderen. Die älteren Mitschüler beneideten mich und haben meiner Großmutter von meinen Fähigkeiten berichtet und sie gewarnt: »Liebe Großmutter, bitte paß' gut auf deine Enkelin auf – sie könnte es zu etwas bringen«, sagten sie immer.

Meine Großmutter erzählte mir einmal, daß man versucht hatte, mit meinem Vater darüber zu reden, was aus den Kindern werden sollte, nachdem uns unsere Mutter verlassen hatte. Alle hatten sich versammelt. Dann sagte meine Großmutter: »Kwaku Yeboah, nun ist Akusua Fordwah weg. Was soll nun mit den Kindern ge-

schehen?« Mein Vater antwortete: »Ah! Yaa Antiwaah, wir lebten alle hier in Ghana, in diesem Dorf, in diesem Viertel. Ich versuchte es mit deiner Tochter die ganze Zeit. Mit Gottes Segen bekamen wir drei Töchter. Nun ist die Frau nicht mehr da! Ich habe mich von ihr nicht scheiden lassen. Aber seht mich an, mein Leben jetzt! Meine Mutter Asantewaa ist inzwischen gestorben. Meine Schwester Aku Adeh hat sechs Kinder, sie kann drei weitere Kinder nicht bei sich aufnehmen. Ich werde deshalb mit Adjoa darüber reden.« Mein Vater ging dann also zu seinen Schwestern und hat mit ihnen darüber geredet. Die älteste lehnte es ab, uns zu sich zu nehmen, weil sie zu viele Kinder hatte. Adjoa Aso ihrerseits sagte: »Wie kann man von mir, einer jungen Frau im heiratsfähigen Alter, verlangen, drei Kinder großzuziehen, statt selbst zu heiraten und eigene Kinder zu haben. Ich kann das nicht tun. Verzeihe mir dreißigmal.« Hinzu kam, daß Adjoa Aso und Ekua Adeh nie die Schule besucht hatten. Die Besprechung wurde schwieriger. Sie wurde auf den folgenden Samstag vertagt. Alle bestellten zunächst morgens ihre Felder, bevor sie sich wieder versammelten, um weiter zu verhandeln. Nachdem die Ältesten miteinander beraten hat-

ten, wurde folgende Entscheidung getroffen. Da sich Kwaku Yeboah außerstande sah, die Kinder zu sich zu nehmen, sollten sie bei meiner Großmutter Yaa Antiwaah bleiben. Diesem Beschluß gab mein Vater folgendes Sprichwort mit auf den Weg: »Küken folgen immer dem Huhn und nicht dem Hahn.« Meine Großmutter nahm die Entscheidung mit Fassung auf: »Ich danke euch allen für eure Mühe und eure Zeit«, sagte sie. »Ich nehme die Worte meines Schwiegersohnes zur Kenntnis. Gott wird mir schon den Weg zeigen. Ich werde die Kinder selbst großziehen.«

Wasser zu holen, war meine Lieblingsbeschäftigung. Auch liebte ich es, zu Hause alles in Ordnung zu bringen, während meine Großmutter auf dem Feld war. Dagegen mochte ich Feldarbeit überhaupt nicht. Was ich aber gar nicht leiden konnte, war, auf dem Buschweg zum Feld zu gehen, wenn es geregnet hatte. Denn ich konnte keine Regenwürmer sehen. Immer wenn welche auf dem Weg lagen, weinte ich so lange, bis meine Großmutter mich den restlichen Weg auf dem Rücken trug. Ich hatte fürchterliche Angst vor Würmern. Ich dachte, es wären kleine Schlangen. Meine Großmutter versuchte mich aufzuklären: »Es sind keine Schlangen,

sondern Würmer!« schrie sie jedes Mal. »Sie haben keine Augen, sie können nur mit dem Kopf fühlen, wohin sie gehen. Sie können dir nichts antun, also brauchst du keine Angst vor ihnen zu haben.« »Nein, sie werden mich beißen«, entgegnete ich. Aber meine Großmutter hat mit mir geschimpft. Sie warf mir vor, ich sei nur zu faul und würde die Würmer als Vorwand benutzen, um nicht auf dem Feld arbeiten zu müssen. Ich haßte es auch, mit nassen Blättern in Berührung zu kommen, wenn es geregnet hatte – das war für mich unerträglich. Aber ich lebte auf dem Land! Wie konnte man auf dem Land leben und es sich leisten, nicht auf dem Feld zu arbeiten? Es ist ja nicht wie in der Stadt, wo man durch andere Tätigkeiten Geld verdienen kann.

Meine Großmutter stellte auch Seife her, um sie zu verkaufen. Dafür sammelte sie die Kapseln der Kakaofrucht im Busch und brauchte jemanden, der sie mit nach Hause trug. Jedes Mal wenn sie mich bat, mit ihr zusammen die Kapseln aus dem Busch zu holen, wollte ich nicht. Meine Seele schien sich nicht mit dem Busch zu vertragen. Es war nicht meine Sache. Ich kam in Berührung mit verschiedenen Tieren und hatte Hautausschläge. Zum Spa-

zierengehen unter Kakaobäumen, wenn die Sonne schien, war ich immer zu gewinnen, aber auf dem Feld oder im Busch zu arbeiten und Gemüse mit nach Hause zu bringen, gefiel mir gar nicht. Es war eine schwierige Situation, zumal ich die Kleinste von den Kindern war, die mit meiner Großmutter zusammenlebten.

Sie war nicht glücklich darüber. Manchmal hatte ich auch schlechte Laune und war unerträglich. Ich sprach mit niemandem und saß nur so herum. Dann versuchte meine Großmutter mich zu trösten: »Was hast du denn? Was hat dich so traurig gemacht?«, fragte sie mehrmals und wollte mich gesprächig machen. Ich weinte dann meistens, weinte manchmal so sehr, daß ich rote Augen bekam. In solchen Situationen kaufte mir Großmutter Bonbons: »Hör auf zu weinen, bitte hör auf zu weinen!« Ich fragte: »Großmutter, Großmutter, wann willst du Seife machen?« Sie antwortete: »Du hast ja die Kakaokapseln nicht geholt.« »Oh, Großmutter, gut, dann verspreche ich dir ganz heilig, daß ich sie morgen hole. Morgen hole ich sie ganz sicher!« »Gut«, sagte die Großmutter und gab mir einen Penny Belohnung. Ich nahm ihn und versteckte ihn unter meinem Kissen. »Wehe, wenn je-

mand Yaa Mansahs Geld stiehlt!«, warnte meine Großmutter alle anderen im Haus. Das Geld unter meinem Kissen war so aufregend, daß ich davon träumte. Am nächsten Morgen wachte ich als erste auf – weil ich ins Bett gemacht hatte und keinen trockenen Platz mehr zum Schlafen hatte. Ich ging zur Großmutter und rüttelte sie aus dem Schlaf. Sie wußte sofort Bescheid. »Hast du wieder ins Bett gemacht? Naja, du bist und bleibst unverbesserlich«, sagte sie. »Großmutter, kann ich zu dir ins Bett kommen?« »Na gut, komm, komm schnell.« Ich kam zu ihr ins Bett und machte es mir gemütlich und nahm sogar ihre Brust in den Mund und saugte daran. Gleich bei Sonnenaufgang erinnerte ich sie an mein Versprechen: »Großmutter, wir wollten doch heute in den Busch gehen?« Es war gar nicht so weit. Manchmal gingen wir zehnmal in den Busch und zurück, um die Kakaokapseln nach Hause zu tragen.

Als ich sieben Jahre alt war, trat meine Großmutter mit folgender Bitte an ihre älteste Tochter Akua Amoabeng heran: »Akua, ich mußte bislang die Kinder erziehen, aber ich bin jetzt zu alt. Akua, bitte nimm sie auf.« Meine Tante, die in Aketuse im selben Haus wohnte, erklärte sich

dazu bereit, und so kam es, daß wir mit ihr zusammen wohnten – wir nannten sie alle »Maame«.

Mit meiner Großmutter ging ich oft in den Busch, um Palmnüsse zu holen. An Dienstagen – das war der Tag, an dem niemand sein Feld bestellen durfte – setzten wir die Palmnüsse aufs Feuer und machten Palmöl daraus. Es ist eine sehr anstrengende Arbeit. Zwischendurch schickte uns meine Großmutter weg zum Essen. »Kinder, holt euch was zu essen, bevor ihr zusammenbrecht«, sagte sie, wenn sie sah, wie erschöpft wir beim Arbeiten aussahen. Das gewonnene Palmöl mußte dann über Nacht stehen gelassen werden, bevor es verzehrt oder weiter verarbeitet werden konnte. Seife stellte meine Großmutter entweder aus Plantainschalen oder aus den Schalen der Kakaofrucht her. Für beides benutzten wir Palmöl. Ich fragte meine Großmutter: »Willst du das ganze Öl zur Seifenherstellung verwenden? Läßt du uns nicht einen Teil zum Essen?« »Ich habe es doch ausschließlich für die Seife gemacht«, war ihre Antwort. Als wir mit der Seife fertig waren, boten wir sie in den umliegenden Dörfern zum Verkauf an. Für diese Tätigkeit war ich immer zu haben – im Gegensatz zur Feldarbeit. Nach-

dem wir die Seife verkauft hatten, gab ich einen Teil des Geldes für Bonbons oder ganz nutzlose Sachen aus. »Bei dir fehlt Geld! Was ist schon wieder passiert?«, fragte meine Großmutter. »Eh... ich weiß nicht... vielleicht hat irgendeiner mehr Seife genommen, als er bezahlt hat... was weiß ich.« »Mein Gott, du bist unverbesserlich!«, schrie sie dann. »Du hast anscheinend vergessen, daß ich das Geld für deine Schule brauche. Wie kommt es, daß alle anderen ihr gesamtes Geld nach Hause bringen, während bei dir immer etwas fehlt?« Ich widersprach und sagte: »Gut, ich helfe dir nicht mehr beim Verkauf deiner Seife... Ich mache es nicht mehr.« »Okay, okay... lassen wir es sein. Ich glaube, daß das Geld dir geklaut wurde...« Es war aber nicht schön von mir, dies zu tun. Aber, was soll's! Ich gab eben gern Geld für Süßigkeiten aus.

Öfters mußten wir auch auf dem Feld Unkraut unter Mais und anderem Gemüse jäten. Da ich diese Arbeit nicht mochte, habe ich manchmal das Gemüse mitgeschnitten. Wenn meine Großmutter das sah, schimpfte sie: »Yaa, was machst du da? Bitte hör sofort auf! Laß alles liegen. Hole lieber Wasser aus dem Fluß, damit wir was Kühles zu trinken haben.« Es gab

im Dorf keinen Kühlschrank, und das Wasser wurde schnell warm. Es passierte oft, daß ich hinfiel und dabei der Krug, mit dem ich Wasser holen sollte, zu Bruch ging. »Mein Gott, was für ein Kind hat mir Akosua hinterlassen?!« Nach so einem Vorfall war meine Großmutter immer aufgebracht und hat auf der Farm herumgeschrien – und mit mir geschimpft. Die Mutter von Nana Yaa fragte, was los sei. »Ama Tema, komm, komm... komm, schau mal, was mein Enkelkind wieder angestellt hat. Ich weiß nicht mehr, wohin mit ihr«, sagte meine Großmutter. »Naja, was willst du machen? Ich glaube nicht, daß es andere Leute besser haben«, antwortete sie. Schließlich beruhigte sich meine Großmutter: »Ich werde morgen einen neuen Krug kaufen müssen.«

Wenn ich gute Tage erwischte, war ich nicht zu halten. Ich war dann sehr fleißig – so fleißig, daß meine Großmutter mich lobte. Manchmal rief sie sogar Leute zusammen: »Schaut mal, wie fleißig sie auf einmal ist!« Sie fragte mich, was den Wechsel in meinem Verhalten bewirkt habe. Aber ich konnte es ihr nicht sagen. »Ich weiß es nicht, es ist alles in Ordnung... es ist weiter nichts los mit mir... Ich habe einfach gute Laune... bin fröh-

lich... das ist alles... Ah! Ich möchte jetzt zur Gesangsstunde!« »Was, wohin?«, fragte sie. »Naja, zu den Methodisten – wohin sonst.« Dann begleitete sie mich bis zur Schule – dort lernten wir Singen. Nach der Stunde schwatzte ich oft etwas abseits mit den Jungen. Meine Großmutter lauerte manchmal in der Nähe und beobachtete mich. Sie folgte uns auch heimlich auf dem Nachhauseweg. Kurz vor unserem Haus schickte ich die Jungen weg: »Geht weg, bevor meine Großmutter euch entdeckt.« Auf dem restlichen Weg habe ich das gelernte Lied laut gesungen. Meine Großmutter war von meinem Singen sehr angetan. Sie bat mich oft, für sie zu singen. Ich bekam danach einen schönen Applaus. »Yaa, wie schön du singen kannst! Bravo, mach' weiter... wer weiß, vielleicht wirst du später Sängerin, wenn aus der Schule nichts wird. Du solltest auf alle Fälle etwas aus deiner schönen Stimme machen.«

Wenn ich abends manchmal lustlos wirkte, setzte sich meine Großmutter neben mich: »Laß' uns mal die Anansegeschichte erzählen. Es waren einmal ein Huhn, ein Hund, eine Katze und ein Schaf. Der Löwe, der König aller Tiere, befahl ihnen, Brennholz aus dem Wald zu holen. Als sie im Wald waren, hatten sich aber

die vier Tiere aus irgendeinem Grund anders entschieden und wollten nicht mehr dem König, sondern einem anderen Tier das Brennholz geben. Jemand hat aber dem Löwen von dem Vorhaben der vier Tiere erzählt – das heißt, eines von den vier Tieren hat die anderen verpiffen. Daraufhin hat der König alle Tiere zusammengetrommelt. Da keines von den vier Tieren öffentlich zugeben wollte, die anderen hintergangen zu haben, mußte jedes von ihnen über ein Feuer springen. Das Huhn, die Katze und das Schaf haben es geschafft. Der Hund aber hat sich dabei seine Schnauze verbrannt und lag danach mit offenem Maul und heraushängender Zunge auf dem Boden... Deshalb läuft der Hund auch heute noch mit heraushängender Zunge herum.« Ich habe mich totgelacht und mir die Geschichte gemerkt. Später erzählte ich sie auch in der Schule und bekam viel Beifall dafür. Meine Mitschüler haben mir das Lied aus der Geschichte immer nachgesungen... es war nicht mehr zum Aushalten. Ich habe mich deswegen sogar mit einem Jungen geprügelt. Meine Lehrerin brachte dann aber später die Schüler dazu, damit aufzuhören. Doch ging das Hänseln mit dem Lied vereinzelt noch weiter, so daß die Lehrerin

einige Jungen beauftragte, die Namen von den Kindern, die mit dem Hänkeln fortführen, aufzuschreiben.

Es gab ein kleines Mädchen in der Schule namens Cecilia Badu. Sie war die Tochter unseres Dorfhäuptlings. Eines Tages erstattete eine Frau Anzeige gegen Unbekannt im Häuptlingshaus; man hatte ihr irgendetwas gestohlen. Der Häuptling ließ daraufhin Boten überall im Dorf Leute zusammentrommeln, um sie zur Unterlassung von Diebstählen aufzufordern. Es war eigentlich im allgemeinen gefährlich für Diebe, Gemüse und Obst von Feldern anderer Leute zu stehlen. Manche Bauern glaubten an magische Kräfte und praktizierten dies auch – zum Beispiel gab einer Dinge in die spirituelle Obhut eines Flusses, der an seinem Feld vorbeifloß, so daß ein Dieb, der etwas stahl und davon aß, sterben konnte. Es gab einen Mann namens Opani Koo Poku. Er bestellte das Nachbarfeld meiner Großmutter. Er hat sehr oft Früchte vom Feld meiner Großmutter gestohlen. Eines Tages, als ich mit meiner Großmutter auf dem Feld war, beobachtete ich, wie sich dieser Mann in der Nähe der gemeinsamen Grenze beider Felder verdächtig bewegte. Ich rief sofort meine Großmutter herbei. »Eh... Kwame

Poku! Heute habe ich dich auf frischer Tat erwischt! Schäme dich!«, schrie meine Großmutter. Die beiden stritten sich fürchterlich. Ich stand dabei und habe einfach gelacht und mich über sie amüsiert. Meine Großmutter fand es aber gar nicht lustig. Später traf ich die Tochter des Häuptlings. Ich konnte es nicht lassen, sie zu hänseln: »Du kleines Mädchen... du bist so klein wie eine Puppe... wie ein Zwerg.« Das Mädchen hat sich natürlich auch lustig über mich gemacht und mir das Lied aus meiner Ananse-Geschichte nachgesungen. Jedenfalls wurden wir beide zur Lehrerin gerufen und sollten durch Schläge auf die Handflächen bestraft werden. Jede sollte drei Schläge auf jede Hand bekommen. Ich ließ die ersten drei Schläge auf die linke Hand über mich ergehen und streckte die rechte Hand aus für die weiteren Schläge. Eins, zwei, drei... dann platze es... ich blutete stark. Ich wollte weglaufen und meiner Großmutter davon erzählen. »Bitte komm zurück!«, schrie die Lehrerin mir hinterher. »Bitte, sag es auf keinen Fall deiner Großmutter.« Sie versorgte meine Wunde und schickte mich nach Hause. Zu Hause log ich meine Großmutter an. »Was ist mit deiner Hand passiert?«, war ihre erste Frage, als sie mich sah. »Eh... ich ha-

be mit einer zerbrochenen Flasche gespielt und habe mich dabei verletzt.« Später am Abend kam meine Lehrerin zu uns nach Hause und entschuldigte sich bei meiner Großmutter. »Tut mir leid, es sollte eine leichte Strafe werden... es war keine böse Absicht... Bitte seid ihr nicht böse, wenn sie wegen der Verletzung nicht alle Hausarbeiten machen kann«, waren ihre Worte. »Na, es macht nichts. Sie hat mir nicht einmal die Wahrheit gesagt, wie es dazu kam«, antwortete meine Großmutter. Sie legte dann einen Verband aus Cassava-Blättern und Palmöl auf meine Wunde. Nach einer Woche war sie ausgeheilt.

Meine Großmutter hatte eine besondere Gabe. Obwohl sie keine Ausbildung absolviert hatte, arbeitete sie als Hebamme in unserem Dorf. Es gab kein Krankenhaus; das nächste war vierzehn Meilen weit entfernt. Ich habe dabei etwas Seltsames beobachtet. Jedes Mal wenn Leute zu meiner Großmutter kamen, um sie zu bitten, bei der Entbindung eines Babys zu helfen, ist sie nie mit den Leuten zusammen zu der schwangeren Frau gegangen. Sie schickte die Leute vor und ging danach alleine hin. Ich fragte sie, warum sie dies tat, aber sie hat es mir nicht gesagt, obwohl ich sie öfters gefragt habe. Meine